

HEYNE <

Das Buch

Adrian Cubbish, der vom kleinkriminellen Drogendealer zu einem der mächtigsten Finanzmanager der Welt aufgestiegen ist, wird eines Tages mit einer unglaublichen und schockierenden Tatsache konfrontiert: unsere Welt ist nur eine von vielen parallel existierenden Realitäten, die von einem mächtigen Konsortium, genannt der »Konzern«, überwacht werden. Die Aufgabe des Konzerns ist es, präventiv in die verschiedenen Welten einzugreifen, um der Zukunft einer jeden Realität den bestmöglichen Verlauf zu garantieren. Doch die Mächtigen des Konsortiums selbst verfolgen finstere Pläne, und als ihr Machtmissbrauch bekannt wird, kommt es innerhalb der Organisation zu einer offenen Rebellion. Ehe Adrian es sich versieht, ist er in ein weitreichendes, alle Welten umspannendes Komplott verstrickt, das nicht nur sein Leben, sondern die Existenz des gesamten Universums bedroht ...

Monatelang auf den britischen Bestsellerlisten – der neue atemberaubende Roman von Kultautor Iain Banks.

Der Autor

Iain Banks wurde 1954 in Schottland geboren. Nach einem Englischstudium schlug er sich mit etlichen Gelegenheitsjobs herum, bis ihn sein 1984 veröffentlichter Roman »Die Wespenfabrik« als neue aufregende literarische Stimme bekannt machte. In den folgenden Jahren schrieb er zahllose weitere Romane, darunter »Bedenke Phlebas«, »Der Algebraist« und »Die Sphären«. Banks gilt heute als einer der bedeutendsten Vertreter der britischen Gegenwartsliteratur.

IAIN BANKS

WELTEN

ROMAN

AUS DEM ENGLISCHEN VON
FRIEDRICH MADER

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der englischen Originalausgabe:

TRANSITION



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-001940

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden

Deutsche Erstausgabe 06/2010

Redaktion: Tamara Rapp

Copyright © 2009 by Iain Banks

Copyright © 2010 der deutschen Ausgabe und der Übersetzung

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2010

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-52710-2

www.heyne-magische-bestseller.de

Für Alastair und Emily und zum Andenken an Bec

Dank an Adèle, Mic, Richard, Les, Gary und Zoe

... nach einer falschen Geschichte

PROLOG



Anscheinend bin ich das, was man einen unzuverlässigen Erzähler nennt, aber wer alles für bare Münze nimmt, was ihm vorgeschwatzt wird, hat es sowieso nicht anders verdient. Es ist wirklich erstaunlich, das kannst du mir glauben, und vollkommen beispiellos, dass du diese Worte überhaupt liest. Hast du schon mal einen Seismografen gesehen? Du weißt schon, so ein furchtbar zartes und empfindliches Gerät mit einem spinnenhaft langen Stift, der eine Linie auf eine bewegliche Papierrolle kritzelt, um Erderschütterungen aufzuzeichnen.

Stell dir so einen Apparat vor, der gerade eine ruhige Kugel schiebt und nichts Besonderes dokumentiert, der einfach mit einer gleichmäßigen schwarzen Linie nur Stille und Reglosigkeit zu deinen Füßen und überall sonst auf der Welt registriert, doch plötzlich rattert er los, in gestoichen scharfer Schrift, und das Papier darunter zuckt hin und her, um den fließenden kalligrafischen Wirbel zu erfassen. (Vielleicht schreibt er: »Anscheinend bin ich das, was man einen unzuverlässigen Erzähler nennt ...«)

Ungefähr so unwahrscheinlich ist es, dass ich das hier schreibe und irgendjemand es liest.

Zeit, Ort. Notwendig wohl, wenn auch unzureichend unter den Umständen. Aber irgendwo und irgendwann müssen wir eben einsteigen, also fange ich mit Mrs. Mulverhill an und halte fest, dass ich ihr, nach deiner Zählung, zum ersten Mal kurz vor Anbruch jenes goldenen Zeitalters be-

gegnert bin, das damals niemand als solches empfand; ich spreche von dem langen Jahrzehnt zwischen dem Fall der Mauer und dem Fall der Türme.

Wenn du es pedantisch genau nehmen willst, dauerte dieses im Rückblick so glückselige Dutzend Jahre von der kalten, fieberhaften Nacht des 9. November 1989 in Mitteleuropa bis zu dem klaren Morgen des 11. September 2001 an der Ostküste Amerikas. Das erste Ereignis stand symbolhaft für die Aufhebung der Bedrohung durch einen atomaren Holocaust, die fast vierzig Jahre lang als Damoklesschwert über der Menschheit geschwebt hatte, und beendete damit eine Zeit der Idiotie. Das zweite Ereignis läutete eine neue ein.

Der Fall der Mauer war nicht besonders spektakulär. Es war Nacht, und im Fernsehen sah man nur einen Pulk Berliner in Lederjacken, die sich auf Stahlbeton stürzten – zu meist mit Hämmern und ziemlich ineffektiv. Es gab keine Todesopfer. Viele Leute waren blau und high – und vermutlich landeten nicht wenige miteinander im Bett. Die Mauer selbst war kein imposantes Bauwerk, weder recht hoch noch übermäßig abschreckend; das eigentliche Hindernis war immer schon die nackte, sandige Todeszone dahinter mit Minen, Hundezwingern und Natodraht gewesen.

Die vertikale Barriere hatte als Abgrenzung von jeher eher Symbolcharakter besessen. Daher war es unerheblich, dass ihr die dort oben hockenden fröhlichen Vandalen in Ermangelung schweren Geräts nicht viel anhaben konnten; was zählte, war, dass sie überall auf diesem berüchtigten Symbol der Entzweiung herumturnten, ohne von Maschinengewehren niedergemäht zu werden. Aber als Ausdruck einer Aufbruchsstimmung und der Hoffnung auf einen Wandel zum Besseren konnte man wahrscheinlich

nicht mehr verlangen. Der Al-Kaida-Angriff auf die USA – da unter Berufung auf diesen Anschlag ein Land besetzt wurde, und noch dazu im Namen der Demokratie, sollten wir die Sache auch bei ihrem nationalistischen Namen nennen: der saudi-arabische Angriff auf die USA hätte keinen größeren Kontrast dazu abgeben können.

Zwischen diesen weitreichenden Einebnungen spannten sich die Jahre wie eine Hängematte, die die Zivilisation in einen glückseligen Schlummer der Unwissenheit wiegte.

Irgendwann in der Mitte dieser friedlichen Mulde kamen Mrs. M und ich einander abhanden. Ein letztes Mal trafen und trennten wir uns wieder kurz vor dem dritten Fall, dem Fall der Wall Street und der City, dem Fall der Banken und der Märkte, der am 15. September 2008 einsetzte.

Wohl die meisten Menschen begreifen solche Ereignisse als Lesezeichen im Buch ihres Lebens.

Dennoch scheint mir, dass solche Überschneidungen zwar durchaus nützlich sind, wenn es darum geht, eine persönliche Ära in unserer gemeinsamen Geschichte zu verankern, aber ansonsten keine Bedeutung haben. Während ich nach meinem eigenen kleinen Fall die ganze Zeit hier gelegen habe, bin ich zu der Auffassung gelangt, dass die Dinge ziemlich genau die Bedeutung haben, die wir ihnen zuschreiben. Wenn es uns in den Kram passt, entnehmen wir dem banalsten Zufall Sinn, zugleich jedoch ignorieren wir zufrieden selbst die auffälligste Symmetrie zwischen getrennten Aspekten unseres Lebens, falls sie ein vertrautes Vorurteil oder eine tröstlich bestärkende Überzeugung bedrohen. Gerade dort, wo die erhellendsten Einsichten warten, sind wir am blindesten. Das hat Mrs. Mulverhill gesagt, glaube ich. Möglicherweise war es auch Madame d'Ortolan – ich verwechsle die beiden manchmal.

Da ich nun ohnehin schon etwas vorgegriffen habe, wollen wir diese Wirkung gleich vollends auskosten, statt ihr einen Riegel vorzuschieben.

Denn bestimmt möchtest du schon jetzt am Anfang wissen, wie es mit meiner Rolle in dieser Geschichte ausgeht.

Dann will ich es dir erzählen.

Es endet folgendermaßen: Er kommt in mein Zimmer. Schwarz gekleidet und mit Handschuhen. Hier drinnen ist es dunkel, nur ein Nachtlicht brennt, aber er kann mich auf dem Krankenhausbett erkennen, leicht aufgestützt und durch ein oder zwei Schläuche und Kabel mit medizinischen Apparaten verbunden. Diesen schenkt er keine Beachtung. Der Pfleger, der jeden Alarm registrieren müsste, liegt gefesselt und geknebelt auf seiner Station, der Monitor vor ihm ist abgeschaltet. Der Mann schließt die Tür, und im Zimmer wird es noch dunkler. Leise tritt er heran, obwohl es nicht sehr wahrscheinlich ist, dass ich aufwache, da man mir ein leichtes Beruhigungsmittel verabreicht hat, damit ich gut schlafe. Er betrachtet mein Bett. Selbst bei dem schwachen Licht kann er ausmachen, dass mich die Decke eng umschlungen hält. Beruhigt greift er nach dem Reservekissen neben meinem Ohr und schiebt es mir – sachte zuerst – übers Gesicht, dann drückt er es rasch auf mich nieder, die Hände zu beiden Seiten meines Kopfs, und hält meine unter dem Bettzeug gefangenen Arme mit den Ellbogen fest. Fast sein ganzes Gewicht ruht auf seinem Oberkörper, und seine Füße heben sich vom Boden, bis er ihn nur noch mit den Schuhspitzen berührt.

Anfangs reagiere ich gar nicht. Als ich mich endlich bewege, lächelt er. Meine schwachen Anstrengungen, die Hände nach oben zu zerren und mich mit den Beinen frei-

zustrampeln, bleiben vergeblich. Eingehüllt in die Decke wäre es selbst einem kräftigen Mann kaum gelungen, sich von dieser erstickenden Last zu befreien. Mit einem letzten hoffnungslosen Aufbäumen versuche ich, einen Buckel zu machen. Mühelos übersteht er diese Aufwallung, und ich sinke zurück. Jede Gegenwehr erlischt.

Aber er ist nicht dumm; er rechnet damit, dass ich mich tot stellen könnte.

Also legt er sich eine Weile quer über mich, reglos wie ich, und wirft hin und wieder einen Blick auf die Uhr, die die vorüberblickenden Sekunden anzeigt, um ganz sicher zu sein, dass ich erledigt bin.

Hoffentlich bist du jetzt zufrieden. Ein Ende, und schon so kurz nach dem Auftakt! Doch erst mal zurück zum Anfang, zu etwas, das gewissermaßen erst geschehen muss.

Es beginnt in einem Zug zwischen China und Tibet, der höchstgelegenen Eisenbahnlinie der Welt. Es beginnt mit einem Mann in einem billigen braunen Straßenanzug, der mit etwas unsicherem Gang von einem schwankenden Waggon in den nächsten wechselt. In einer Hand hält er eine kleine Sauerstoffflasche, in der anderen eine halb-automatische Handfeuerwaffe. Er tritt auf die beweglichen Metallplatten zwischen den Wagen, und neben ihm ächzt und biegt sich der Faltenbalg wie eine gigantische Version des gerippten Schlauchs, der den Sauerstoffzylinder mit der durchsichtigen Maske vor seiner Nase und seinem Mund verbindet. Er spürt sein nervöses Lächeln in der Maske.

Um ihn herum rattert und rüttelt der Zug schwerfällig auf und ab, hin und her und wirft ihn kurz gegen die ge-

wellten Wände der Manschette. Vielleicht eine Stelle, wo sich der Permafrost als nicht mehr ganz so permanent erweist – er hat von entsprechenden Problemen gehört. Er richtet sich auf, als der Zug wieder sein Gleichgewicht findet und seine Fahrt ruhig fortsetzt. Dann schiebt er sich die Sauerstoffflasche unter die Achsel, um mit der freien Hand die Krawatte zurechtzurücken.

Die Waffe ist eine mehrere Jahrzehnte alte K-54 der Volksarmee und liegt angenehm glatt in der Hand. Er hat noch nie damit geschossen, aber sie soll zuverlässig sein. Der Schalldämpfer wirkt plump, fast wie ein Eigenbau. Aber er muss reichen. Nachdem er sich die Hände an der Hose abgewischt hat, entsichert er die Pistole und streckt die Finger nach der Zahlentafel an der Tür zu dem Privatwaggon aus. Auf dem Anzeigefeld des Schlosses pulsiert langsam ein winziges rotes Licht.

Jetzt nähern sie sich dem höchsten Punkt der Strecke, dem Tanggula-Pass, der immer noch fast einen Tag von Lhasa entfernt ist. Hier oben, fünf Kilometer über dem Meeresspiegel, fühlt sich die Luft kühl und dünn an. Die meisten Leute werden auf ihren Plätzen bleiben, angeschlossen an die Sauerstoffversorgung des Zugs. Draußen furcht und wölbt sich seit einer Stunde die tibetische Hochebene – eine Sinfonie aus Grau, Beige und Braun mit Einsprengseln von frühsummerlichem Grün – zu Ausläufern, die die runzligen Wälle näher rückender Berge in der Ferne ankündigen.

Der Hauptschaffner hat viel Geld verlangt für den Freischaltcode. Sollte also funktionieren. Schnell tippt er ihn ein.

Das rote Pulsieren wird zu einem gleichmäßigen Grün. Unwillkürlich muss er schlucken.

Der Zug schaukelt; der Griff liegt kalt zwischen seinen Fingern.

Und es beginnt mit unserem jung klingenden, jung aussehenden und sich jung gebenden, aber letztlich doch schon etwas in die Jahre gekommenen Freund Mr. Adrian Cubbish, der an einem Londoner Morgen in seinem Zuhause in Mayfair erwacht – ach, sagen wir im Spätsommer 2007, der Ablauf ist an den meisten Tagen sowieso der gleiche. Er liegt in seiner Schlafzimmersuite, die den größten Teil des ehemaligen Speichers in dem Stadthaus einnimmt. Leichter Regen fällt auf die Doppelglasscheiben, die im Fünfundvierziggradwinkel zum hellgrauen Himmel zeigen.

Wenn Adrian ein Symbol hätte, müsste es ein Spiegel sein. Jeden Morgen, bevor er zur Arbeit geht, und manchmal auch an den Wochenenden, wenn er nicht arbeiten muss, nur so aus Spaß, wendet er sich an den Spiegel: »Der Markt ist Gott, es gibt keinen anderen Gott als den Markt.«

Dann holt er Luft und lächelt sein noch nicht ganz waches Gesicht an. Er wirkt frisch und fit, schlank und muskulös. Er hat gebräunte Haut, schwarzes Haar, graugüne Augen und einen breiten Mund, um den normalerweise ein wissendes Grinsen spielt. Adrian hat nur ein einziges Mal mit einer deutlich älteren Frau geschlafen; sie hat seinen Mund als »sinnlich« bezeichnet, was er nach kurzer Überlegung cool fand. Frauen in seinem Alter oder jünger nannten seinen Mund höchstens süß, wenn sie überhaupt auf die Idee kamen, ihn zu beschreiben. Er hat einen Bartschatten, der eine Nacht alt ist. Manchmal lässt er den Bart bis zu einer Woche wachsen, bevor er ihn abrasiert. Ob mit oder ohne, er wirkt immer attraktiv. Wenn er ganz ehrlich zu sich selbst ist, sieht er aus wie ein männliches Model. Er

sieht aus, wie er aussehen will. Nur ein wenig größer könnte er vielleicht sein.

Er räuspert sich und spuckt in eins der zwei Glaswaschbecken im Bad. Er fährt sich mit der Hand durch die dunklen Locken seines Schamhaars. »Im Namen des Kapitals, barmherzig und weise.« Mit amüsiertem Grinsen zwinkert er seinem Spiegelbild zu.

Und dann haben wir noch die Suite in einem niedrigen Bürogebäude in Glendale, Los Angeles, deren Jalousien das schräg einfallende Spätnachmittagslicht zerteilen und als dunkel glänzende Streifen über Teppichfliesen, Stühle, Anzüge und einen Konferenztisch werfen, während Mike Esteros vor dem gleichförmigen Rauschen der Autobahn sein Angebot unterbreitet.

»Meine Herrschaften ... das ist mehr als nur eine Geschäftsidee. Verstehen Sie mich bitte nicht falsch – es ist eine Geschäftsidee, aber es ist auch ein wesentlicher Bestandteil des Films, von dessen Erfolgsaussichten ich Sie zu überzeugen hoffe.

Kurz gesagt geht es darum, wie man Aliens aufspüren kann. Wirklich. Wenn ich fertig bin, werden Sie mir glauben, dass es möglich ist. Sie werden wie ich der Meinung sein, dass wir ein Alien fangen können. Aber auf jeden Fall werden wir in der Lage sein, einen Film zu drehen, der eine ganze Generation in seinen Bann zieht – einen Film wie *Unheimliche Begegnung der dritten Art* oder *Titanic*. Vielen Dank, dass Sie mir einige Minuten Ihrer kostbaren Zeit gewähren; ich verspreche Ihnen, dass sie nicht verschwendet sein werden.

Also, hat schon mal jemand von Ihnen eine totale Sonnenfinsternis beobachtet? Wenn von der Sonne nur noch

zarte Lichtranken hinter dem Mond hervorlugen? Sie, Sir? Ziemlich eindrucksvoller Anblick, nicht? Ja, wirklich umwerfend. Und für manche Menschen ein echter Wendepunkt im Leben. Sie werden zu Schattenjägern – zu Leuten, die Sonnenfinsternisse sammeln und in alle Winkel der Welt reisen, um dieses unheimliche und einzigartige Schauspiel möglichst oft zu erleben.

Denken wir einen Moment über Sonnenfinsternisse nach. Selbst wer persönlich noch bei keiner dabei war, kennt Fotos aus Zeitschriften und Filmmaterial aus dem Fernsehen oder YouTube. Sie sind fast zu einer Selbstverständlichkeit für uns geworden; sie gehören eben zu den Dingen, die auf unserem Planeten passieren, wie das Wetter oder Erdbeben, nur dass sie nicht zerstörerisch und lebensbedrohlich sind.

Aber überlegen Sie mal, was für ein unglaublicher Zufall es ist, dass unser Mond genau über unsere Sonne passt. Jeder Astronom wird Ihnen erklären, dass der Mond der Erde relativ betrachtet viel größer ist als die Monde aller anderen Planeten. Die meisten Planeten – Jupiter, Saturn und so weiter – haben Monde, die im Vergleich zu ihnen winzig sind. Der Erdmond dagegen ist riesig und außerdem sehr nah. Wäre er kleiner oder weiter weg, hätten wir nur partielle Sonnenfinsternisse; wäre er größer oder näher, würde er die Sonne komplett verdecken, und es gäbe keine Lichtkorona um den Mond. Das ist ein verblüffendes Zusammentreffen, ein unfassbarer Glücksfall. Und möglicherweise sind solche Sonnenfinsternisse sogar absolut einzigartig. Es könnte sich um ein Phänomen handeln, das nur auf der Erde und nirgends sonst zu beobachten ist. Behalten Sie das bitte im Kopf.

Stellen wir uns nun vor, dass es außerirdische Lebe-

wesen gibt. Nicht wie E.T. – nicht so lieb und nicht so einsam. Auch nicht so verrückt und aggressiv wie die Aliens aus *Independence Day*, sondern einfach ganz normale Außerirdische, okay? Durchschnittsalien. Lassen Sie sich das durch den Kopf gehen, und Sie werden merken, dass es absolut möglich ist. Schließlich sind auch wir hier, und die Erde ist bloß ein kleiner Planet, der eine normal große Sonne in einer Galaxie umkreist. In dieser einen Galaxie gibt es eine Viertelmilliarde Sonnen, und im Universum gibt es eine Viertelmilliarde Galaxien, vielleicht sogar mehr. Schon jetzt kennen wir Hunderte von Planeten, die andere Sonnen umkreisen, obwohl wir erst seit kurzem nach ihnen Ausschau halten. Von Wissenschaftlern erfahren wir, dass praktisch jeder Stern Planeten haben könnte. Auf wie vielen davon ist Leben möglich? Die Erde ist sehr alt, aber das Weltall ist noch älter. Wer weiß, wie viele Zivilisationen vor der Entstehung der Erde oder in ihrer Anfangszeit existiert haben? Wer weiß, wie viele in diesem Augenblick existieren?

Wenn es also zivilisierte Aliens gibt, können wir davon ausgehen, dass sie in der Lage sind, von Stern zu Stern zu reisen. Wir können davon ausgehen, dass ihre Energiequellen und Technologien den unseren so überlegen sind, wie es Überschallflugzeuge, Atom-U-Boote und Spaceshuttles denen eines Amazonasstammes sind, der seine Kanus aus Baumstämmen schnitzt. Und wenn diese Außerirdischen aus Neugier zu wissenschaftlichen Erkenntnissen und technischen Erfindungen gelangt sind, dann werden sie aus Neugier auch die Welt erkunden wollen.

Nun, bei den meisten Flugreisen auf der Erde geht es um Tourismus – nicht um Geschäfte, sondern um Tourismus. Sollten sich diese intelligenten, neugierigen Aliens wirk-

lich so sehr von uns unterscheiden? Ich glaube nicht. Die meisten von ihnen wären ebenfalls Touristen. Wie wir würden sie mit Schiffen herumkreuzen. Und würden sie hierherkommen und den Fuß, den Tentakel oder was auch immer auf unsere Erde setzen, statt dafür irgendeinen Virtual-Reality-Apparat zu benutzen? Na ja, einige würden sich bestimmt mit der zweitbesten Lösung zufriedengeben. Vielleicht sogar die Mehrheit. Aber für die Glücksritter, die Superreichen, die Eliten zählt nur das Echte. Sie wollen damit angeben können, die exotischen Ziele einer Rundreise durch die Galaxis wirklich besucht zu haben. Und wer weiß, welche Herrlichkeiten sie auf den Tourplan setzen würden? Den Grand Canyon, Venedig, die chinesische Mauer, den Yellowstone-Nationalpark, die Pyramiden?

Was ich damit sagen will, ist: Neben all diesen Wundern würden sie sicher auch diese eine kostbare Sache erleben wollen, die wir haben und sonst wahrscheinlich niemand: unsere Sonnenfinsternis. Sie wären ganz scharf darauf, mit ihren eigenen Augen durch die Erdatmosphäre zu beobachten, wie sich der Mond vor die Sonne schiebt und das Licht fast vollkommen verblasst, zu hören, wie die Tiere in der Nähe verstummen, und auf ihrer eigenen Haut die plötzliche Kälte in der Luft zu spüren. Selbst wenn unsere Atmosphäre für sie tödlich ist, wenn sie einen Raumanzug brauchen, um zu überleben, würde es ihnen darauf ankommen, das Ganze aus möglichst großer Nähe zu verfolgen, unter Bedingungen, die so unverfälscht und natürlich sind, wie es sich nur einrichten lässt. Sie würden hier unter uns sein wollen, wenn der Schatten vorüberzieht.

Das ist also die Gelegenheit, um nach Aliens Ausschau zu halten. Im Verlauf einer totalen Sonnenfinsternis. Wenn alle anderen ehrfürchtig hinauf zum Himmel blicken, muss

man sich nach Leuten umsehen, die irgendwie seltsam wirken oder merkwürdig gekleidet sind, Leute, die nicht aus dem Wohnmobil oder der ankernden Jacht mit den dunkel getönten Scheiben aussteigen.

Wenn sie irgendwo sind, dann dort, und zwar so abgelenkt – und damit anfällig – wie alle anderen, die voller Staunen in dieses atemberaubende Spektakel versunken sind.

Auf dieser Idee beruht der Film, den ich produzieren will. Er ist aufregend, er ist komisch, er ist traurig und tiefgründig und am Schluss auch erhebend, er hat zwei fantastische Hauptrollen, eine für einen Dad, eine für einen Jungen, und eine großartige weibliche Nebenrolle, dazu die Möglichkeit zu starken Charakterrollen und kleineren Parts.

Das ist das Grundgerüst. Und jetzt möchte ich Ihnen die Handlung erzählen.«

Und auch an einem völlig anderen Ort beginnt es ...

»Zwischen den Platanen und Aussichtstürmen von Aspherje erhebt sich an diesem klaren Mittsommernorgen die im Dämmerlicht glitzernde Nebelkuppel in all ihrer Pracht wie eine riesige goldene Denkkappe über der Universität für Praktische Talente. Unten, zwischen den Statuen und Bächlein des Parks auf den Dächern der Philosophischen Fakultät wandelt Lady Bisquitine mit Gefolge.«

... ja, auch so beginnt es.

Und mit einem schwächtigen, gebeugten, unscheinbaren Mann, der ein kleines Zimmer in einem großen Gebäude betritt. Er hat nur ein Blatt Papier und eine Südfrucht dabei, wird jedoch von Schreien begrüßt. Ungerührt mustert

er sein Gegenüber und schließt die Tür hinter sich. Die Schreie hören nicht auf.

Und es beginnt hier und jetzt, an diesem Tisch vor einem Café im Pariser Stadtteil Marais, mit einem Mann, der eine winzige weiße Tablette aus einer kleinen, verzierten Süßstoffdose in seinen Espresso wirft. Sein Blick schweift über den vorbeiziehenden Verkehr und die Fußgänger – einige haben es eilig, die anderen flanieren –, streift den attraktiven jungen algerischen Kellner, der in seiner lebhaften Art mit zwei vorsichtig lächelnden Amerikanerinnen flirtet, und verweilt kurz bei einer elegant geschminkten und frisierten Pariserin mittleren Alters, die ihr zwergenhaftes Hündchen zum Tisch hochhebt, damit es ein paar Croissantkrümel auflecken kann. Dann gibt er ein schrumpeliges Stück braunen Zucker in seine Tasse und rührt in gespielter Nachdenklichkeit den Kaffee um, während er die Ormolu-Tabletten zurück in seine Jackeninnentasche gleiten lässt.

Nachdem er einen Fünfeuroschein unter die Zuckerdose geschoben und die Brieftasche weggesteckt hat, leert er die Espressotasse mit zwei tiefen, genießerischen Schlucken. Als er sich zurücklehnt, hält er mit einer Hand noch den winzigen Griff, die andere hängt untätig herab. Ein erwartungsvoller Ausdruck liegt jetzt auf seinem Gesicht.

Es ist ein Nachmittag im Frühherbst des Jahres 2008 unserer Zeitrechnung, die Luft steht klar und warm unter einem milchigen, passtellfarbenen Himmel, kurz bevor sich alles verändert.



Iain Banks

Welten

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Broschur, 560 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-453-52710-2

Heyne

Erscheinungstermin: Mai 2010

Gibt es eine Welt jenseits der Welt?

Adrian Cubbish hat offenbar gerade eine Glückssträhne: Er steigt vom gerissenen Drogendealer zu einem der mächtigsten Finanzmanager der Welt auf. Doch als sich ihm seine Mittelsmänner offenbaren, kann er es kaum glauben. Denn es gibt neben unserer Realität noch eine Vielzahl weiterer Welten, die von einem mächtigen Konsortium überwacht werden. Ehe sich Adrian versieht, ist er in ein weitreichendes Komplott zwischen diesen Welten verstrickt – und nicht nur sein Leben, sondern unsere gesamte Realität steht auf dem Spiel ...

 [Der Titel im Katalog](#)